

(Nachdruck verboten.)

44]

Das Geld.

Roman von Emile Zola.

Saccard hatte sein Königtum des Goldes nicht wie Sundermann durch die Ersparnisse eines Geschlechts von Bankiers erlangt, er rühmte sich mit Stolz, es selbst erbeutet zu haben, wie ein abenteuernder Krieger, der mit einem Handstreich ein Reich erobert. Mehrmals war er zur Zeit seiner Geschäfte in den Banplätzen des Quartier de l'Europe sehr hoch gestiegen; noch nie hatte er aber das besiegte Paris so demütigt zu seinen Füßen gefühlt. Und er gedachte jenes Tages, da er bei Champagneur speiste und an seinem Stern verzweifelte, da er schon wieder zu Boden lag und heißhungerige Blicke nach der Börse warf, in seinem rasenden Nachedurst, in seinem fieberhaften Verlangen, alles von vorn anzufangen, um alles wieder zu erobern. Daher auch ein wahrer Heißhunger nach Genüssen im Glanze seiner neuen Herrlichkeit.

Sobald er sich allmächtig glaubte, entließ er zunächst Suret; dann beauftragte er Jantrou, gegen Rougon einen Artikel loszulassen, worin der Minister namens der Katholiken unumwunden beschuldigt wurde, bei der römischen Frage doppeltes Spiel zu spielen. Das war die endgültige Kriegserklärung zwischen beiden Brüdern.

Seit der Konvention vom fünfzehnten September 1864 und besonders seit Sadowa legten die Klerikalen lebhaftes Besorgnisse über die Lage des Papstes an den Tag; die „Espérance“ nahm nunmehr ihre alte ultramontane Politik wieder auf und griff das liberale Kaiserreich heftig an, wie es aus den Dekreten vom neunzehnten Januar hervorging. In der Kammer ging ein Ausspruch Saccards um: trotz seiner tiefer Zuneigung zum Kaiser — hatte er gesagt, — wollte er lieber sich zu Heinrich V. bequemen, als daß er mitansehe, wie der Geist der Revolution Frankreich neuen Katastrophen entgegenführte. Hierauf wuchs seine Kühnheit mit seinen Siegen, und er verhehlte nicht mehr seinen Plan, die jüdische hohe Finanz in der Person Sundermanns anzugreifen, in dessen Milliarde er Breche schießen wollte, bis es zur Erstürmung und schließlich Eroberung kam. Die Univerielle, die so wunderbar groß geworden war, warum sollte sie nicht als ein von der gesamten Christenheit gestütztes Haus in einigen Jahren unumschränkte Gebieterin der Börse sein? Er trat jetzt als Nebenbuhler auf, als Grenz Nachbar von gleicher Machtfülle und voll kriegslustiger Prahlerei. Sundermann dagegen blieb ganz phlegmatisch und erlaubte sich nicht einmal ein höhnisches Lächeln; er fuhr aber fort, zu lauern und zu warten, und schien die fortwährende Aufwärtsbewegung der Aktien bloß mit regem Interesse zu verfolgen, als Mann, der auf Geduld und Logik seine ganze Kraft gesetzt hat.

Die Leidenschaft hob Saccard zu solcher Höhe empor, die Leidenschaft sollte ihn auch stürzen. Bei der Sättigung seiner Gellüste hätte er am liebsten einen sechsten Sinn an sich entdeckt, um denselben noch zu befriedigen.

Frau Karoline, die immerwährend stillduldend lächelte, wenn ihr auch das Herz blutete, blieb für ihn eine Freundin, deren Ratschläge er mit einer Art Ehrerbietung anhörte, wie die einer Gattin.

Die Baronin Sandorff, deren umränderte Augen und rote Lippen wirklich trügerisch waren, fing jetzt an, ihm keinen Spaß mehr zu machen.

Als er daher, auf dem Hausen seiner neuen Millionen thronend, auf den Gedanken an Frauenliebe verfiel, stand von vornherein seine Absicht fest, sich nur ein außerordentlich teures Weib zu kaufen, um es vor ganz Paris zu besitzen, wie wenn er sich einen sehr großen Brillanten geleistet hätte, um ihn aus bloßer Eitelkeit auf die Kravatte zu stecken. War das nicht auch eine vorzügliche Reklame? Hat ein Mann, der im Stande ist, für ein Frauenzimmer viel Geld anzulegen, nicht schon dadurch ein Vermögen von so und so viel?

Als bald fiel seine Wahl auf Frau von Zeumont, bei welcher er mit Maxime ein paarmal gespeist hatte. Sie war noch sehr schön mit sechsunddreißig Jahren, eine ernste und

tadellose jüdische Schönheit; ihr großer Ruf kam daher, daß der Kaiser ihr für eine Nacht hunderttausend Frank und nebstdem einen Orden für ihren Mann gezahlt hatte, einen feinen Herrn, dessen einzige Stellung diejenige als Mann seiner Frau war. Das Ehepaar führte ein üppiges Leben, wurde überall eingeladen, bei den Ministern und bei Hof, durch ganz vereinzelt und ausermählte Abmachungen in Nahrung gesetzt, von denen drei oder vier für ein ganzes Jahr genügten. Man mußte, daß die Sache schrecklich teuer kam, aber es war das allerfeinste. Saccard, den insbesondere die Lust reizte, an einem solchen Kaiserbissen zu naschen, verstieg sich bis zu zweimalhunderttausend Frank, da der Chemann Zeumont zuerst über diesen früher zweideutigen Finanzmann geringschädig die Nase gerümpft hatte, indem er ihm gar zu gering und von kompromittierendem Rufe vorkam.

Um eben diese Zeit schlug die kleine Frau Conin rundweg Saccard eine Vergnügenspartie ab. Er verkehrte viel im Papierladen der Rue Feydeau, da er immer Notizbücher brauchte; ihn reizte diese holdselige, rosige, rüchliche Blondine mit dem hellen, stodigen Seidenhaar, ein kleines Lockenlammchen, immer liebenswürdig, einschmeichelnd und froh gestimmt.

„Nein, ich mag nicht. Niemals!“

Hatte sie aber „Niemals“ gesagt, so war die Sache abgethan, und nichts konnte sie von ihrer Weigerung abbringen.

Und dabei blieb es. Durch diesen unerwarteten Widerstand aufs höchste gereizt, hielt Saccard fast einen Monat stand. Sie brachte ihn von Sinnen mit ihrem lachenden Gesichtchen und dem mitleidvollen Blick ihrer großen, zärtlichen Augen. Das verursachte ihm mitten in ihrem Triumph eine grausame Pein, als sei es ein Zweifel an seiner Macht, eine geheime Enttäuschung über die Macht des Goldes, die er bis jetzt für unumschränkt und allumfassend hielt.

In einem Abend indes wurde ihm der höchste Genuß der Eitelkeit zu teil. Dies war der Kulminationspunkt in seinem Lebenslauf. Es war Ball im Ministerium des Außern. Dieses anlässlich der Ausstellung gegebene Fest hatte Saccard dazu ausersehen, von dem ihm gewordenen Glück mit Frau von Zeumont öffentlich Akt zu nehmen; bei jedem Handel mit dieser schönen Frau war nämlich für den glücklichen Inhaber das Recht einbegriffen, sich einmal öffentlich mit ihr zu zeigen und so der Geschichte jede gewünschte Publizität zu geben.

Gegen Mitternacht hielt demnach Saccard in den Salons des Ministers, wo zwischen den schwarzen Träden nackte Frauenschultern sich drängten, unter dem flimmernden Glanze der Kronleuchter am Arme der Frau von Zeumont seinen Einzug. Hintendrein ging der Chemann. Bei ihrem Erscheinen öffneten sich die Gruppen; ein breiter Durchgang wurde dieser zur Schau getragenen zweimalhunderttausendfranklaune gelassen, diesem Standal zugelloser Begierde und toller Verschwendung. Man lächelte, man flüsterte, ohne Zorn und mit belustigter Miene, inmitten des herauschenden Duftes der ausgechnittenen Nieder und der gedämpften, einlullenden Klänge des fernen Orchesters.

IX.

Frau Karoline war wieder allein. Bis zu den ersten Tagen des November war Hamelin wegen der durch die endgültige Konstituierung der Gesellschaft mit einem Kapital von einhundertundfünfzig Millionen erforderlichen Formlichkeiten in Paris geblieben. Er war es wieder, der auf Saccards Wunsch beim Notar Lelorrain in der Rue Sainte-Anne die gesetzlichen Erklärungen und die unrichtige Versicherung abgab, alle Aktien seien gezeichnet und das Kapital einbezahlt.

Hierauf reiste er nach Rom, wo er zwei Monate zubringen gedachte. Dort hatte er wegen höchwichtiger Geschäfte, über die er sich nicht aussprach, Vorstudien zu machen; ohne Zweifel handelte es sich um seinen famosen Traum vom Papste in Jerusalem, sowie um ein andres, praktischeres und bedeutenderes Projekt, nämlich den Ausbau der Univerielle zu einer auf die Interessen der gesamten Christenheit sich stützenden katholischen Bank, einer mächtigen Maschine, die dazu bestimmt wäre, die jüdische Bank zu zerschmettern und vom Erdball hinwegzufegen. Von da gedachte er wieder nach

Dem Orient zurückzukehren, wohin er durch die Arbeiten der Brussa-Beirut-Bahn gerufen wurde.

Glücklich über das rasche Gedeihen des Hauses, und von dessen unerlöschlicher Festigkeit durchaus überzeugt, reiste Gräfin ab; eigentlich stößte ihm sogar dieser allzu große Erfolg eine geheime Besorgnis ein. Bei der Unterredung, die er am Vorabend seiner Abreise mit seiner Schwester hatte, gab er ihr darum nur die eine dringende Ermahnung, dem allgemeinen Wahnsinnsrausch zu widerstehen, und sobald der Kurs von zweitausendzweihundert Frank überschritten wäre, ihre Papiere zu verkaufen; denn er wollte persönlich gegen diese fortwährende Hausse Einspruch erheben, die er für thöricht und gefährlich hielt.

Sobald sie von neuem allein war, fühlte sich Frau Karoline durch ihre überhitzte Umgebung noch mehr verwirrt. Gegen die erste Novemberwoche erreichte man den Kurs von zweitausendzweihundert. Daher ringsum grenzenloses Entzücken, laute Rufe des Dankes und der schrankenlosen Hoffnung: Dejoie zerstückelte in Dankbarkeit, die Damen Beauvilliers behandelten Frau Karoline wie ihresgleichen, als Freundin der Gottheit, die ihr uraltes Haus wieder emporheben sollte. Ein Konzert von Segenswünschen scholl aus der beglückten Menge der Großen und Kleinen; die Töchter hatten endlich eine Mitgift, arme Leute waren plötzlich reich geworden und für ihre Zukunft gesichert, die Reichen brannten von der unersättlichen Gier, noch reicher zu werden. Es herrschte aber auch im Anschluß an die Weltausstellung in dem von Lust und Herrlichkeit berauschten Paris eine einzigartige Stimmung; einen Augenblick glaubte alles an ungemischtes Glück, war alles von der Gewißheit eines nie endenden Spielglücks erfüllt. Alle Werte waren in die Höhe gegangen, die zweifelhaftesten fanden gläubige Abnehmer, eine Ueberfülle fauler Gründungen überbürdete den Markt und verursachte in allen Adern einen schlagflußdrohenden Blutandrang; im Innern aber klang es hohl von der tatsächlichen Erschöpfung einer Regierung, die in Sans und Braus gelebt, Milliarden für große Arbeiten ausgegeben und ungeheure Bankhäuser gemästet hatte, deren übervolle Kassen allenthalben aus den Fugen gingen. Beim ersten Krachen in dem allgemeinen Schwindel war der völlige Zusammensturz unausbleiblich.

Unzweifelhaft hatte Frau Karoline diese ängstliche Vorahnung, wenn ihr Herz bei jedem neuen Sprung der Kurse der Unverselbte sich zusammenzog. Noch lief kein böses Gerücht um, höchstens ging ein leiser Schauer durch die Reihen der erstaunten und überwältigten Baissiers. Und doch hatte sie das Bewußtsein irgend eines Mißstandes, welcher den stolzen Bau bereits unterhöhlte; was es war, vermochte sie nicht bestimmt zu sagen, sie mußte vielmehr angefangen des glanzvoll wachsenden Triumphes sich abwartend verhalten, trotz der leisen Erschütterungen, welche den kommenden Sturz ankündeten.

(Fortsetzung folgt.)

Ludwig Tieck.

Ludwig Tieck, der Romantiker, war, als er am 28. April 1853 (heute vor 50 Jahren), ein Hofrat und Pensionär Friedrich Wilhelms IV., „des Romantikers auf dem Throne“, in Berlin starb, schon ein halb vergessener Mann. Und gegenwärtig gehört der Name vollends ausschließlich der gelehrten Litteraturgeschichte an. Kein Werk, das sich als Zeuge seines Wesens im Volksgedächtnis lebendig erhalten hätte! Der Name klingt wie fremder Schall an unser Ohr, ohne bestimmtere Gefühle und Vorstellungen auszulösen; es sei denn die Erinnerung an einige einschmeichelnd melodiose, sehnsüchtig träumerische Weisen: „Rondebglänzte Zauberacht, die den Sinn gefangen hält, wundervolle Märchenwelt, steig' auf in der alten Pracht!“ und: „Liebe denkt in süßen Tönen, dem Gedanken stehn zu fern; nur in Tönen mag sie gern alles was sie will verschönen...“; Verse, die als Stichwort und epigrammatischer Ausdruck romantischer Seelenstimmungen sich durch die Jahrzehnte fortgepflanzt haben.

Er teilt in dieser seiner bloß litterarhistorischen Fortexistenz das Schicksal der meisten andren Romantiker. Er war wohl der vielseitigste, poetisch fruchtbarste im Kreise der älteren „romantischen Schule“, angeregt von den mannigfachsten ästhetischen Tendenzen des Zeitalters, und selbst einer der stärksten Anreger; ein Geist, der in der Reichtigkeit, mit der er produzierte, genialisch erscheint, aber unfähig jener Konzentration der Kräfte, die allein dauernd Lebendiges hervorzubringen vermag; um ein Wort Friedrich Schlegels zu gebrauchen, mehr ein „Kunstwerk der Natur, als selbst ein

Künstler“. Nicht so sehr in irgend einem einzelnen, das ihm gelungen, als in der Fülle drängender Versuche, in der Vielgestaltigkeit der Leistungen tritt der Reichtum dieser Natur anschaulich hervor. Die Periode zwischen Jugend und Mannesalter, die zwanziger Lebensjahre, war die glückliche und große Zeit des Dichters, ein in verschämenderischem Blütenreichtum strogender Frühling. Gegen das stürmische Entwicklungstempo der ersten Schaffensperiode erscheinen Sommer und Herbst des langen Poetenlebens vergleichsweise arm.

Ludwig Tieck ist 1773 geboren, ein Berliner Handwerkersohn. Der Vater war ein wohlhabender Seilermeister, ein Mann, der mit der Zeit ging, resoluter Anhänger der Aufklärung und auch ein Freund des Theaters, doch nach alter Sitte streng und verschlossen zu Hause. Der junge Ludwig, ein Wunderkind, dabei zu allen ledigen Schülerstreichen aufgelegt, schlich so oft er immer konnte zum Schauspiel. Er verschlang die Ritterromane; er lebte in den „Näubern“, im „Göh“, im „Don Quixotte“, in Holbergs Komödien, Schatepscares Dramen, — den Dichtungen, die ihm vor allen andren dann bis zum Lebensende wert und teuer geblieben sind. Gern wäre er — alle, die ihn später haben recitieren hören, sind einstimmig der Meinung, daß er auf der Bühne das Höchste hätte erreichen können — Schauspieler geworden. Aber der Widerstand des Vaters war unüberwindlich. So zog er denn im Jahre 1792 als Studiosus, und zwar merkwürdigerweise der Theologie, auf die Universität Halle. In seinem Innern sah es damals ganz und gar nicht theologisch aus. Noch im selben Jahre begann er seine „Geschichte des Herrn William Lovel“, einen der seltsamsten Jünglingsromane, die je geschrieben sind. Die Erzählung der Abenteuer und Verbrechen ist weitgeschweifig und verworren, die Charakteristik sehr ungleichmäßig, aber als Bericht einer Seelenkrankheit, die bisher kaum jemals dargestellt worden, überrascht das Buch durch Kühnheit wie durch Originalität. Es sind Selbstbekenntnisse, nicht in dem Sinne, als schildere der Dichter in dem Treiben Lovels seinen eignen Lebenslauf, wohl aber in dem Sinne, daß Tieck im Tiefsten seines Selbst erlebte Stimmungen und Reflexionen in den Helden als treibende Kraft hineinprojiziert und darzustellen sucht, wie sie, gesteigert und von allen Hemmungen befreit, sich in Handlung umsetzen würden. Das Phantastische war mit wachsam-steinischem Verstande, die Heiterkeit mit einem quälertischem Gang der Selbstbeobachtung bei Tieck gepaart. Je länger aber ein grüblerischer Sinn sich ins eigne Ich hinein versenkt, um so rätselvoller, unheimlich-fremder schaut es ihn an; Willensfreiheit, Seele, Charakter und wie sonst die Kategorien heißen, mit denen das gewöhnliche Bewußtsein sich dies Innere nach praktischen Bedürfnissen klar zu machen gewohnt ist, verschwimmen, verwandeln sich in ein Unfaßbares. Denken, Wollen und Handeln scheinen wie Spiegelungen, aufsteigend aus einem tief dunklen Abgrund, unbestimmbar in ihrem inneren Zusammenhang. Das Selbstbewußtsein selbst zerbröckelt. „Oft wird mir angst“, erzählt Tieck von sich, „wenn ich meine schnelle Fühlbarkeit sehe, mich in alle fremden Gedanken und Zustände hinein zu denken, so daß mir auf Augenblicke und Stunden mein Selbst verdammert; aber erinnere ich mich, durch welche Flut wechselnder Gedanken und Ueberzeugungen ich gegangen bin, so erschrecke ich und mir fällt Humes Behauptung ein, daß die Seele nur ein Etwas sei, an dem sich im Fluß der Zeit verschiedenartige Erscheinungen sichtbar machen.“ Der Zweifel, der sich gegen das eigne Selbst lehrt, ist der tiefste; er ist auch, wenn er, beim Eindrud des Chaotischen beharrend, ohne zu befreiendem methodisch-philosophischen Nachdenken fortzuschreiten, die Herrschaft über das Gemüt gewinnt, der zerstörendste. Er setzt dann nicht wie die rüstige Slepsis, mit der die Aufklärung der kirchlichen und politischen Ueberlieferung zu Leibe ging, neue Wahrheiten und Normen an Stelle der alten, sondern mündet nur zu leicht in völliger Apathie gegenüber jedem fortschrittlichen Streben, jeder nach ernstern Zielen ringenden Arbeit aus. Wenn das, was als feste, selbstverständliche Grundlage alles Uebrigen galt, das Selbst, sich in gespenstische Phantome auflöst, wo ist dann noch ein Halt, um Gut und Böse, Wahrheit und Fictum von einander zu scheiden? Alles scheint Zufall und Belieben, das Leben ein von jenem Sinn entleertes Puppenpiel, in dem der Einzelne, der zur Erkenntnis dieser Inhaltlosigkeit gelangt ist, allein darauf zu sinnen hat, die Langeweile durch die flüchtige Lust der Stunde zu kürzen. Das ist die Lehre, zu der Lovel von andren erzogen wird. „Wie mein äußerer Sinn die physische, so beherrscht mein innerer die moralische Welt. Alles unterwirft sich meiner Willkür; jede Erscheinung, jede Handlung kann ich nennen, wie es mir gefällt; die lebendige und leblose Welt hängen an den Ketten, die mein Geist regiert; mein ganzes Leben ist nur ein Traum, dessen mancherlei Gestalten sich nach meinem Willen formen. Ich selbst bin das einzige Geseh in der ganzen Natur, diesem Geseh gehorcht alles.“ Die skeptische Zerstörung und Auflösung des Ich geht mit dem Größenwahnsinn eben dieses Ich in eins zusammen. Die Philosophie, die in der äußeren Welt kein selbstständiges Fürsichsein, sondern nur ein dem Geist Erscheinendes sieht, muß bunte Klitter für die Masterrade hergeben. „Das ganze Leben ist ein taumelnder Tanz; schwenkt wild den Reigen herum! Laßt das bunte Gewühl nicht ermüden, damit uns nicht die Nüchternheit entgegentrefft, die hinter dem Frieden lauert.“ Lovel sieht seinem eignen Handeln wie einem Drama, das ein Fremder aufführt, zu. „Wie in einem Schauspiel“, so erzählt er die Verführung eines jungen Mädchens, „spielte ich meine Rolle auf eine wunderbare Art begeistert; es gelang mir alles, was ich sagte, ich sprach mit

Feuer, doch ohne Affektation . . . Ich übte eine Rolle an ihr und sie kam mir mit einer andern entgegen; wir spielten mit vielem Ernst die Komposition eines schlechten Dichters, und jetzt thut es uns wieder leid, daß wir die Zeit so verborben haben." Und dieses fleußerste egoistische Blasiertheit wird, sehr charakteristisch für Fied selbst, zugleich als Rück- und Umschlag eines überschwänglichen, sentimental-romantischen Empfindungslebens dargestellt. Als einen Schwärmer sieht man Lovel seine Bahn beginnen. "Wenn wir unsrer Phantasie erlauben, zu weit auszuweichen, wenn wir alle Regionen der Begeisterung durchfliegen — geraten wir endlich in ein Gebiet so excentrischer Gefühle, daß die Seele ermüdet zurückfällt. . . Man hüte sich vor jener Trunkenheit des Geistes, die uns zu lange der Erde entrückt; wir kommen als Fremdlinge wieder hinab, die doch die Schwingkraft verloren haben, sich über die Wolken zu erheben." Das Angenügen an den schalen "Freunden der Erde", die Klage, daß ein Genuß "nie unser Herz ganz ausfüllt", das nagende Gefühl einer "ewigen Herzensleere" erinnert hier und dort an Faust'sche Empfindungen. Es wäre interessant, zu verfolgen, wie dieser hier von Fied gezeichnete neue, theoretisierende und ästhetisierende Egoistenthypus, der bald in krampfhafter Ueberhebung sein Ich als "Einzigen" die Welt als "Eigentum des Einzigen" proklamiert, bald zerknirscht sich im Gefühle der absoluten Ohnmacht windet, mannigfach abgewandelt und modifiziert, in der späteren Literatur immer wieder auftaucht. Besonders in der "Decadenten"- und "Fin de Siècle"-Dichtung, die in den neunziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts als Neuestes und Allerneuestes ausgerufen wurde, trifft man auch mancherlei verwandte Züge, wie diese Richtung auch sonst in vieler Hinsicht auf die Romantik zurückweist. Der klassische Roman dieser Decadence, von einem wahrhaftigen Dichter geschrieben, Garborgs "Müde Seelen", ist zugleich eine unvergleichlich feine naturalistische Studie modernistischer, des Jugendzaubers, der sie ehemals umgab, entkleideter Seelenstimmungen. Typisch an so manche Lebensläufe der alten Romantiker erinnernd, ist Garborgs Schilderung, wie der an Leib und Seele bankrotte Schöngest sich zuletzt in einen katholisierenden Kirchenglauben flüchtet.

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

on. Ungeschmeichelt von Hogarth. Unter den englischen Malern des achtzehnten Jahrhunderts ist, wenn nicht der größte, so doch sicher der berühmteste William Hogarth (1697—1764), der Meister des Sittenbildes. Seine hervorragendsten Leistungen, von denen die Originale zum wertvollsten Besitz der Londoner Nationalgalerie gehören, während zahllose Kopien in alle Welt gegangen sind, vor allem die Bilderchen "Heirat nach der Mode", die "Parlamentswahlen" und das "Leben eines Wüstlings" sind für die Kulturgeschichte ebenso bedeutsam wie für die Kunstgeschichte; denn sie bieten mit realistischster Lebenswahrheit in großen Zügen, die rasch zu übersehen sind, ein ungeschminktes Bild von den englischen Zuständen der Zeit, das die regierende Klasse übel mitnimmt. Sie sind gemalte Satire und legen in jedem Strich Zeugnis ab von dem unverwundlichen Humor des großen Malers, der alle Schattierungen der Komik mit gleicher Meisterhaft beherrschte: vom trockenen Humor bis zur beißenden Schärfe. Er verstand aber nicht allein mit dem Pinsel Satire zu malen, sondern auch sie mit der Feder zu schreiben, obgleich die Schriftstellerei sonst nicht sein Feld war. Eine empfindliche Probe von Hogarth'schem Sarkasmus erhielt ein englischer Lord, als der Maler noch jung war und sich mit Anfertigung von Porträts seinen Unterhalt verdienen mußte. Da sah ihn einst ein Edelmann von ungewöhnlicher Gäßlichkeit und Mißgestalt zur Aufnahme. Hogarth vollführte seine Aufgabe mit aller Meisterhaft; aber er hielt sich streng an die Lebenswahrheit, ohne die Schönheitsfehler seines erlauchten Kunden im mindesten auszumergen. Der war nun von dem ungeschmeichelten Porträt nichts weniger als erbaut und dachte nicht im Traum daran, das bestellte Werk einzufordern, geschweige für etwas zu bezahlen, dessen täuschende Ähnlichkeit mit der eignen werten Person er nicht anzuerkennen geneigt war. Hogarth aber, der sich in dem üblichen chronischen Dalles junger Künstler befand, dachte ebensowenig daran, auf seine Forderung zu verzichten. Nachdem er einige Zeit vergeblich auf sein Honorar gelauert hatte, begann er den edlen Lord darum zu treten. Er wiederholte die Mahnung des öfteren; der biedere Kunde reagierte aber durchaus nicht. Indes der junge Künstler wußte sich zu helfen. Er schrieb dem vornehmen Herrn folgende Karte: "Mr. Hogarth übermittelt Lord N. N. seine pflichtschuldige Hochachtung. Da Mr. Hogarth findet, daß Ew. Lordschafft nicht die Absicht haben, das für Sie gemalte Bildnis zu acceptieren, so werden Sie wieder davon benachrichtigt, daß Mr. Hogarth seines Geldes dringend bedarf. Wenn daher Ew. Lordschafft es nicht binnen drei Tagen abholen lassen, so wird es unter Hinzufügung eines Schwanzes und etlicher anderer kleiner Anhängsel an Mr. Hare, den berühmten Menageriebesitzer, abgeliefert werden. Mr. Hogarth hat es nämlich bedingungsweise diesem Herrn als Reklamebild zum Aushängen versprochen, im Fall Ew. Lordschafft es ablehnen." Umgehend ward das Geld eingeliefert, das Porträt abgeholt. Der Empfänger des Dentzettels

und des Konterfells aber wird weder das Hogarth'sche Autograph an den Spiegel gesteckt, noch das Hogarth'sche Bild im Salon aufgehängt haben: dafür war beides zu ungeschmeichelt. —

— Wie schwört man einen Meineid? Aus Mittelfranken wird der "Frankfurter Zeitung" geschrieben: Die vom Reichsjustizamt eingesetzte Kommission zur Vorbereitung der Revision des Strafprozeßes hat sich leghin mit der Frage der Neuregelung des Beeidigungsverfahrens beschäftigt, insbesondere ob der Eideid durch den Racheid zu ersetzen und in welchem Abschnitt des Verfahrens die Beeidigung zu bewirken sei.

Ob durch die eine oder andre Regelung eine Verringerung der Meineide erzielt werden wird, bleibe hier außer Erwägung. Wie die tägliche Erfahrung beweist, sind in unsrer Bevölkerung Anschauungen verbreitet, wonach unter gewissen Umständen Meineide ruhig geschworen werden können und das Gewissen nicht in geringsten belästigen. So kam man z. B. im Allgäu sich einen Meineid ganz gut leisten, wenn man ihn zugleich wieder "abschwört". Dieses Abschwören geschieht in der Weise, daß der Schwörende, wenn er seinen rechten Arm zur Eidesleistung emporhebt, seinen linken Arm auf den Rücken legt. Was mit der rechten Hand geschworen wird, wird mit der linken Hand wieder abgeschworen, und der Eid "geht dann durch", der Meineid kann so der Seele nichts anhaben. Der Richter im Allgäu sieht deshalb immer scharf darauf, daß der Schwörende seine linke Hand nicht auf den Rücken legt, dann allein hat er eine Gewähr, daß kein Meineid geleistet wird.

Ein andres Mittel, seine Seele durch den Meineid nicht zu gefährden, kennt man in bayerischen Wald; hier wegt sich derjenige, der einen Meineid schwören will, bei seinem Eintritt in den Gerichtsaal an dem Thürpfosten; er "läßt dann seine Seele draußen", und er kann ruhig schwören, was er will, ohne Bewissensqualen zu riskieren; denn der Teufel kann nun seine Seele nicht holen.

In manchen Gegenden glauben sich die Leute vor dem Teufel auch schon dann gesichert, wenn die Fenster des Gerichtssaales geschlossen sind, und sie hüten sich sofort, die Unwahrheit zu sagen, wenn der Richter die Fenster öffnen läßt, da nun der Teufel ohne weiteres herein kann.

Gegenüber solchen Anschauungen macht es nichts aus, ob der Eid vor oder nach der Aussage geleistet wird; denn diejenigen, die einen Meineid leisten wollen, finden wie gezeigt, immer Mittel und Wege, die Unwahrheit zu sagen, ohne ihre Seele in Gefahr zu bringen. Hier hilft nur eines: das Volk auf eine immer höhere Bildungsstufe zu bringen und dadurch seinen Sinn für Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit immer mehr zu schärfen. —

Theater.

Freie Volksbühne (Metropol-Theater): "Im Hinterhaus". Drama in vier Akten von Ernst Preczang. — Diesmal handelt es sich um die Aufführung eines neuen Dramas und zugleich um einen neuen Autor aus unsrer Mitte. Würden nun selbst auch nur wenige der Erwartungen, die wir an diese schöne That des Vereins knüpfen, erfüllt werden, so bleibt diesem letzteren doch das Verdienst, weitere Kreise nicht nur neuerdings auf seine volkstümlichsten Bestrebungen hingelenkt zu haben, sondern auch gleichzeitig den Schöpfungen unsrer Dichter eine immer kräftigere Wellen schlagende Anteilnahme nach außen ertingen zu helfen. Ernst Preczang ist uns kein Fremder. Als Lyriker hat er edle, eigne Töne. Auch als Dramatiker versucht er sich nicht zum ersten Male. Daß er auf diesem so hart umtrittenen Felde ein tüchtiges Stück vorwärts gegangen ist, zeigt sein soziales Drama "Im Hinterhaus". Der einfache Titel sagt nicht viel — oder doch alles; wir wissen schon, wo es und was sich abspielen werde: Der Lebenskampf einer Arbeiterfamilie, umbrandet von Not und Elend, von siegesfroher Hoffnung und niederbrechender Sorge und Verzweiflung. Der Mann infolge eines rheumatischen Leidens zum Invaliden geworden, zu einer Zeit, da er noch lange nicht der Arbeit entzogen zu sollen geglaubt hatte. Unertüchlich ist solch ein von unfreiwilliger Unthätigkeit ausgezungenes Dasein. Nur ein Gemüthsstärker, ein professioneller Faulenzer vermag sich damit abzufinden; nimmer ein Mensch, der gewohnt ist, für seine Familie zu schaffen, nimmer einer, der auch zugleich für die wirtschaftliche Besserstellung der Arbeiterklasse, der er angehört, Wort und That einsetzt. Nun ohnmächtig zusehen, wie sich Weib und Tochter für ihn Tag um Tag, Jahr um Jahr raderen und mühen — wie ist das möglich, ohne daß er am Leben verzweifelt. Besser ein selbstmörderisches Ende. Aber das bricht doch noch ein Lichtschimmer herein. Eines Tages bietet ihm die Fabrikdirektion einen auskömmlich bezahlten Posten als Werkstattmeister an. Endlich wird nun seine Dual ein Ende haben. Doch wie er erfährt, daß er als Streikbrecher dienen solle, da weist er das Anerbieten mit Empörung zurück. Treu sich selbst und der großen Sache, der er zeitlebens geschworen, tritt er ins alte Kleid zurück und geht lieber freiwillig in den Tod. Sein Weib ist freilich von anderer Art. Sie hat's nie begreifen können, daß man "Jedealen" Brot und Existenz opfern könne, daß man noch was anders sein müsse, als bloß ein Arbeitsflabe; und auch die Tochter ward es müde. So nimmt diese schließlich den Verführer zum Mann, um versorgt zu sein. Nur der junge Fabrikler, dem sie ursprünglich und der ihr von Herzen zugethan war, ist vom Schlage des Alten. Weil das Mädchen nicht Kraft und Mut in sich fühlt, ihm zu folgen und weil er erkennt, daß er, will er seinem Klassenbewußten Arbeiter-

Ideale unverrückt treu bleiben, allein den Lebensweg kämpfen müsse, entragt er dem „Glück“ der Liebe und zieht fort in die Fremde. Da ist dann noch so ein andres Familienbild: Der Winkelabbokat und seine Tochter, eine leichtlebige Kellnerin. Die hat ein Verhältnis mit einem adligen Nichtskönner und Nichtstuer. Von ihren Einkünften lebt auch der Vater. Und er lebt lustig — ist's auch nur Fröhslichkeit zum Schein, um den eignen moralischen Katzenjammer über seine Erbarmlichkeit zu beschwichtigen. Glend also um Glend. Immer das gleiche Lied. Wie kann's auch anders sein. Nur eine andre Variante, eine vielleicht neue Nuance. Der Dichter fand sie. Stand und steht er doch selber im Kreise der Arbeitergenossen. Er kennt ihre Not und ihre Daseins-schmerzen. In diesem Milieu zeigt er als Schaffender sein eignes. Gleichwohl erkennt man die Vorbilder, die möglicherweise auf die Gestaltung seines Dramas von Einfluß gewesen: Hauptmanns „Weber“ und Gorkis „Kleinbürger“. Das Arbeitersäckel bildet den Träger des Ganzen und es verkörpert sich nicht in einer, sondern in mehreren Personen. Daß es Prazegang gelang, für seine Menschen Anteilnahme zu wecken, ist jedenfalls einer der höchsten Vorzüge des Stückes. Seine Stärke zeigt er da, wo er aus eigener Anschauung schöpfte. Am vollkommensten ist ihm die Zeichnung der Frau Genfide ge-glückt. Auch Wilhelm Genfide geht an und Jakob Lenze, der Winkelabbokat, obwohl dieser in einigen Zügen an Persiflage, den lustigen Vogelhändler in Gorkis „Kleinbürgern“ anklingt. Klara Genfide und Hermann Pegold, der Mechaniker, wirken doch mehr fragmentarisch. Besterer sollte, meinem Gefühl nach, am Schluß doch zukunftsbehafteter fortgehen. Da ist Gorkis Lokomotivführer Nil ein ganz anderer. Es hätte Pegold keinen Eintrag gethan, wenn ihm der Dichter, unbeschadet dem Streben nach künstlerischer Wirkung, auf die es ihm ankam, einen Tropfen socialen Oels mehr beigemengt hätte. Denn wofür einer kämpft und zu kämpfen hinausgeht, das darf er auch bestimmt unter-scheiden, ohne daß man dem Dichter gleich den Vorwurf einer un-künstlerischen Tendenz wird machen wollen. Mißlungen sind der Buch-halter Strebing, die Kellnerin und der Baron v. Wantritz; namentlich der letztere ist nichts mehr als eine Schablonenfigur. Man merkt, daß Prazegang hier nicht aus persönlicher Befanntschaft heraus ge-staltete. Der technische Aufbau verrät gutes Studium. Am einheit-lichsten und von größter Wirkung erwies sich der dritte Akt. Im letzten fallen Prazegang die Fäden aus der Hand; da verstreigt er sich zu bedenklichen theatralischen Effekten, die unter das Niveau des Ganzen hinabtreiben. Im einzelnen bietet er mehrere anheimelnde Klein Kunstbilder, und das beste ist, daß sich der Dichter überall verrät, wo poetische Stimmung aufkommt. Gerade diese Eigenschaft läßt auch für Prazengangs fernere Entwicklung und Gaben als Dramatiker Vollgültigeres erhoffen. Die Zuschauer folgten der Hand-lung, die vor allem in Anna Müller-Linde (Frau Genfide), dann in Emil Thomas (Wilhelm Genfide) und Hans Pagah (Jakob Lenze) sowie, in gemessener Abstufung, in Hermann Schmelzer (Pegold) und Hedi Kühn (Klara Genfide) hingebende Vertreter nach, mit Spannung und ermutigendem Beifall. —

Ernst Kreowski.

Berliner Theater. „Die Verleumdung“. Lust-spiel in drei Akten nach Scribe von Eugen von Jagow. — Warum, wenn man Scribe wieder einmal aufführen wollte, die Wahl auf dies vergessene Stück gefallen, ist schwer verständlich. Die Art, wie er künstlich durch ein verwickeltes Intriguenspiel Spannung zu erwecken sucht, liegt ganz und gar nicht in der Richtung des neueren Theatergeschmacks, an dem der Naturalismus denn doch nicht völlig spurlos vorüber gegangen ist. Man verlangt heute Ein-facheres und Tieferes von der Komödie: Komik, die aus den Charakteren entwickelt ist, nicht solche, die durch raffiniert erfommenes Hin und Her allerhand gleichgültiger Theaterfiguren von außen an uns heran-gebracht wird. Freilich bei dem Verlangen ist es so ziemlich ge-blichen. Diejenigen neueren Komödien, die einem solchen Ge-schmacke annähernd etwa entsprechen, lassen sich an den fünf Fingern abzählen. Und so lange das Bessere, das man haben möchte, nicht vorhanden, behält das Alte sein relatives Recht. In den Grenzen seines beschränkten Genres hat Scribe einiges Ausgezeichnete hervorgebracht, Virtuosenstücke, die von keinem der Nach-folger übertroffen wurden; nur eben „die Verleumdung“ gehört gewißlich nicht dazu. Das Tempo der Handlung ist, trotzdem die Jagowsche Bearbeitung die fünf Akte des Originals auf drei reduziert hat, schleppend langsam, die Charakteristik selbst für Scribesche Verhältnisse äußerst flüchtig, und erst zum Schluß kommt auf Grund unwahrscheinlichster Voraussetzungen eine jener verzwickelt spannenden Situationen heraus, die Scribesche Specialität sind. Vielleicht, daß man vor dem durchs Ueberbrettel vor ein paar Jahren wieder modern gewordenen Niedermeiertostium — das Stück spielt unter dem Bürgerkönigthum — sich eine Wirkung versprochen! Das Thema wird methodisch abgehandelt. Es giebt da eine zielbewusste ganz gemeine Verleumderin, die Schwester des Premierministers, zwei oder drei das Schlechte mehr kritikal nachgallendernde Hohl-köpfe, einen Verleumder aus Notwehr, sozusagen wider Willen, zwei selbst nicht verleumdernde, aber den Klatsch kleimütig fürchtende Personen, endlich als Gegenpart ein äußerst tugendhaftes Opfer der Verleumdung: Cécile, das Mündel des Premierministers, und ihn selbst, die ritterliche Exzellenz. Ein junger Mann, jener Verleumder

Verantwortlicher Redakteur: Carl Reid in Berlin. — Druck und Verlag:

wider Willen, ist, als er nach nächtlichem Besuch bei der niederträchtigen Ministerchwester die Thür hinter sich schloß, auf dem Korridor des Hotels dem Tropf von Gatten begegnet und hat, zur Rede gestellt, woher er käme, auf eine andre Thür gewiesen, eine Thür, die zu dem Zimmer Céciles führt! Das ist die Klatscherei, die der betrogene Ehemann mit ahnungsloser Schadenfreude weiterträgt. Der Bräutigam Céciles, Kammerdeputierter und wandelstüchtiger Knecht der öffentlichen Meinung, empfindet sich schleunigst, der Minister aber, den Knoten rasch entwirrend, bietet, obwohl er mit Rücksicht auf die Schwester Céciles Unschuld den andern nicht klar beweisen kann, dem Mädchen die Hand. Die mancherlei aktuellen politisch satirischen Anspielungen mögen damals, als sie erjdien, im Jahre 1840, der Komödie zum Erfolg verholfen haben. Heute nehmen sie sich blaß und well aus, wie, ein paar hübsche Einzelzüge abgerechnet, alles Uebrige. Die Aufführung war sorgsam vorbereitet. Gut gelang Marie Frauen dorfer die glattjüngige Salontanaille, Herrn Schindler der grinsend demütige Bürgermann und Amtsbewerber aus der Provinz. Niedlich war Jenni Rauch als weißgekleidete Unschuld. —

—dt.

Buntes Theater. „Freigesprochen.“ Ein Aufzug von De Lorde und Morce. „D' Weanerin.“ Momentdrama von Freiherr von Stenglin. „Mayerchen.“ Eine Lumpen-komödie von Jon Lehmann. — Kurz bevor eine Sommeroper in die reizenden, einst für Wolzogens Ueberbrettel erbauten Räume einzieht, hat die Direktion noch ein paar neue Einakter heraus-gebracht. Auch sonst wäre ihnen kaum ein längeres Dasein be-schieden gewesen. Der Freigesprochene des ersten Stüchens ist ein Mörder, der seinen Advokaten aufsucht, weiß Gott warum vor diesem all seine Verbrechen auspackt und weiß Gott warum von ihm mit lobender Empfehlung in die Welt gefandt wird. Gegen das gewaltigste Outrierte dieser „Satire“ stach das Kellnerinnen-bildchen der „Weanerin“ durch einen anspruchslosen Natura-lismus angenehm ab; am Anfang wenigstens, zum Schluß hin fällt die Skizze, abgesehen davon, daß ihr die Pointe fehlt, beträchtlich aus dem Ton. Viel stärker ausgeprägte Eigenart steckte in Lehmanns „Lumpenkomödie.“ Daß Mayerchen, der die Gläubiger in unberschämter Weise preßt, von seiner eignen Geliebten, auf deren Namen er Wohnung und Besitztum schreiben ließ, noch frecher gepreßt und schließlich aus dem Haus geworfen wird, ist sicher keine üble Komödienidee. Insbesondere das Frauen-zimmer ist gut geraten. Aber einen rechten Eindruck ließen die gehäuftsten Unmöglichkeiten in der Ausführung, trotz Romanowskys und Elise Ewers stottem Spiel, nicht auskommen. In Summa: die Bilanz war wieder wenig günstig. —

—dt.

Humoristisches.

— Darum. Neulich traf ich den Regierungsrat X., wie er eben aus dem Laden der Herrenleiderfabrik Maier herausging. Als ich ihn verwundert fragte, warum und seit wann er denn hier arbeiten lasse, gab er mir folgende Erklärung: „Sie wissen doch, daß ich auf der Regierung sehr viele Zeitungen lesen muß. Da las ich jüngst in einer socialdemokratischen Zeitung eine fürchtbare Schimpferei über diese Firma Maier, daß sie ihre Arbeiter so schlecht bezahle. Da dachte ich mir, die Leute müssen doch ihre Ware sehr billig liefern können, wenn sie so wenig Ausgaben dafür haben und ließ mir darum heute dort gleich einen Anzug anmessen.“ —

— Eine gute Partie. Gratuliere zur Verlobung, liebe Elsa.“ „Erlaube mal, da mußt Du schon lieber ihm gratulieren.“ — („Simplicissimus“.)

Notizen.

— Karl Gjellerups Legende „Dsterfeuer“ gelangt am 18. Mai erstmalig im Dresdener Opernhause zur Auf-führung. —

— Die Erstaufführung von Rezniceks Volksoper „Till Eulenspiegel“ im Opernhause ist auf den 5. Mai verschoben worden. —

— Die romantische Oper „Dalibor“ von Smetana wurde für das Theater des Westens erworben. —

— Goldmarks Oper „Göz von Berlichingen“ hatte bei der Erstaufführung im neuen Kölner Stadttheater einen starken Erfolg. —

— Die Große Berliner Kunstausstellung 1903 wird am 2. Mai, mittags 12 Uhr, ohne besondere Ansprachen er-öffnet. Die Jury hat dem Vernehmen nach über 1600 Arbeiten jurüdgewiesen. —

— In dem Verzeichnis der Vorlesungen, die von der Ober-schulbehörde in Hamburg im Sommer 1903 veranstaltet werden, kündigt Dr. Pfeffer, Aufstos des Naturhistorischen Museums, „Ausflüge zum Studium der Vogelstimmen“ an. —

Vormwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW